

Präsident Paul Krüger †.

Der frühere langjährige Präsident der Transvaal-Republik, die jetzt eine englische Kolonie ist, Dhm Krüger, ist in der Schweiz in seinem 80. Lebensjahre an der Lungenentzündung gestorben. Er wird in Transvaal an der Seite seiner Gattin beerdigt werden. Die englische Regierung hat ihre Genehmigung dazu erteilt.

Unsern geehrten Lesern wird einiges Interessantes aus dem Leben des ehemaligen Präsidenten sehr willkommen sein: Paul Krüger ist auf der Farm Bahlbank im Distrikte Colesberg als das dritte Kind Caspar Jan Hendrik Krügers und dessen Ehefrau Eliza geboren. Seine Eltern waren Bauern. In seiner Jugend hat er selbst das Vieh gehütet. Er schämte sich dessen nicht. Im Gegenteil; er war stolz auf seine Herkunft. Als ein englischer Lord ihn in Pretoria besuchen wollte und ihn fragen ließ, auf welche Ahnen er zurückblicken könne, entgegnete Krüger dem Boten gelassen: „Sagen Sie dem Herrn, ich wäre ein Viehhirte und mein Vater wäre ein Bauer gewesen.“ Paul Krügers Erziehung war seinem Berufe angemessen. Der Vater lehrte ihn lesen und schreiben; der Vater unterrichtete ihn aus Gottes Wort; späterhin genoß er alles in allem ungefähr drei Monate hindurch den Unterricht eines Lehrers namens Zielmann Noos; das Wissen beschwerte ihn also zeitlebens wenig. Aber dieses macht es im Leben nicht aus. Aus der feuchten Ackerkrume, aus dem saftigen Grün der Tristen wächst er zu historischer Höhe empor. Und am Abend eines talentvollen Lebens setzt sich der alte Riese hin, zündet sein Pfeifchen an und erzählt seine Erinnerungen. Mit einigem Stolz erzählt Krüger von den vierzig Elefanten, den fünf Flußpferden und den fünf Löwen, die er erlegt hat. Das frische Waidwerk ist es, das gemeinlich das Dasein eines mackeren Mannes aus seinen Kreisen ausfüllt. Aber der Strom tritt aus der Enge des Gebirges hervor, die öffentliche Wirksamkeit verschlingt alles Individuelle in Krügers Seele. So werden denn die politischen Ereignisse zu seinen Ereignissen, und so verwandeln sich seine Memoiren in die Geschichte seines Volkes.

Mit frommem Sinn berichtet er von seinem Streben, seinem Ringen um die Unabhängigkeit des südafrikanischen Freistaates. In den schwersten, in den schmerzlichen Vorkommnissen will er die göttliche Fügung ehren und für alle Taten, welche die Höhepunkte seines Lebens bilden, Gott danken; und er will seine Landsleute dazu erziehen, daß sie den Krieg um ihre Selbständigkeit, als ihre wichtigste Aufgabe betrachten. In sich selbst sieht er nur das

bescheidene Werkzeug, sieht er nur einen Knecht der Vorsehung. Darum ist er auch allezeit demütig und bescheiden, darum redet er von sich selbst in der dritten Person. So tiefe Gläubigkeit ist nicht gerade ihm eigentümlich; sie quillt in den Gemütern aller Boers und seit dem großen Treß über den Baal ist ihnen Gottes Wort die höchste Regel, ist ihnen die Bibel die Verfassung ihres Staates. So oft auch Parteilichkeit unter seinen Getreuen Zwietracht stiften mag, mit dem heiligen Buche in der Hand vermochte

wies eine solche Berufung zurück. „Weißt Du nicht, daß seit Christus und nach dem neuen Testament ein Mann nur eine Frau haben darf?“ Masius überlegte einige Zeit. Dann meinte er zerknirscht: „Ja, was soll ich dazu sagen? Das ist eben die Natur.“

Die Macht der Triebe scheint auch im alten Krüger einmal rege gewesen zu sein. Kaum siebzehn Jahre alt, holte er sich aus dem Lande südlich des Baal die Jungfrau Maria du Pleffis zur Ehefrau. Maria mag ihm in jenen Tagen sehr teuer gewesen sein. Denn bei einer Reise zu seiner Braut findet der junge Krüger das reißende Wasser des Baal hoch angeschwollen. Aber die Sehnsucht ist größer als die Gefahr und seine Kraft stärker als die Gewalt des Stromes. So trieb er denn, ohne seine Kleider abzulegen, seine Pferde in die Flut und durchschwamm den Baal unter Umständen, die eine fast sichere Todesgefahr bedeuteten. Der alte Wärtter der an diesem Tage mit seiner Fährte nicht über den Fluß zu setzen wagte, las ihm gehörig den Text. Doch wohlgenut jog der Verliebte seines Weges weiter. Der Herzensbund mit Maria du Pleffis sollte nicht lange währen. Vier Jahre später, im Januar 1846, trifft Krüger das Unglück, daß er seine Frau und das Kindchen, dem sie das Leben gegeben hatte, verlor. Er klagt darüber nicht. Wohl aber erzählt er mit frommer Dankbarkeit, daß Gott ihm eine neue Lebensgefährtin in der Jungfrau Gesina Susanna Friederike Wilhelmine du Pleffis geschenkt habe. Also eine zweite du Pleffis — und eine zweite Frau. Aus dieser Ehe erwachsen dem Vater Krüger neun Söhne und sieben Töchter. Drei Söhne und fünf Töchter sind noch am Leben. Als nach dem Entsatze von Mafeking die englischen Truppen von allen Seiten in das Land drangen, wird es ihm klar und immer klarer, daß er auf seine alten Tage von Weib und Kind, von Haus und Hof, von allem, was ihm teuer ist, Abschied nehmen müsse, um im Osten der Republik eine Zuflucht zu suchen und den Kampf aufs neue zu beginnen. Das Bangen vor dieser Trennung lag ihm schwer auf dem Herzen. Denn seine Gattin war zu jener Zeit schon so bresthaft und schwach, daß er den Plan, sie mit sich zu nehmen, überhaupt nicht fassen durfte. In Silberkum, im Eril, fern von den heimatischen Farmen, trifft ihn dann der schwere Schlag seines Lebens. Ein Kabeltelegramm meldet ihm, daß seine Gemahlin gestorben sei. Allein was der Himmel ihm auch beschieden haben möge, er trug es mit würdiger Kraft.

Von Dhm Krügers würdiger Kraft und Selbstbeherrschung zeugt folgendes Erlebnis. Im Jahre 1845



Präsident Paul Krüger †.

Krüger immer die Einigkeit wieder herzustellen. Und sogar seine diplomatischen Geschäfte erledigt er mit theologischem Gedanken. Als Krüger den Kaffernhäuptling Masius aussuchte, um den Frieden mit ihm zu vermitteln, bemerkte er, daß der Wilde bei jeder Gelegenheit mit frömmelnder Miene von Gottes Fügung sprache. „Wenn Du so gläubig bist,“ sagte ihm Krüger endlich, „wie kommt es denn, daß Du mehr als eine Frau hast?“ Masius antwortete: „Ja, ich habe deren mehr als zweihundert. Aber das ist nicht halb so viel, als König Salomo hatte.“ Krüger

sieht er eines Tages auf ein Nashorn. Er schießt es an, aber die Kugel verwundet das Tier nur. Bei dem zweiten Schusse platzt das Gewehr gerade dort, wo er es mit der linken Hand festhält. Die Explosion reißt ihm den Daumen fort. Als er seinem Schwager, mit dem er die Jagd unternommen, die blutende Wunde zeigt, rät ihm dieser, einen Arzt aufzusuchen und sich die Hand abnehmen zu lassen. Krüger sieht in der Tat, daß zwei Glieder des Daumens rettungslos verloren sind; der Knochen des dritten Gliedes ist zudem zerplittert. Rasch entschlossen, ergreift er auf der Stelle ein Messer und schneidet den Daumen über dem Ballen ab. Die Operation war, wie er schließlich hinzufügt, sehr schmerzhaft.

Es ist merkwürdig, daß sich mit Krügers frisch zugreifender Natur ein gut Teil bäurischer List und Verschlagenheit verbindet. Eines Tages zog General Piet Potgieter, ein Neffe des von dem Kaffernherrscher Mapela ermordeten Hermanns Potgieter mit hundert Mann aus, um die Tat zu rächen. General Pratorius stieß mit zweihundert Mann zu ihm. Unter diesen befand sich Krüger als Unterführer. Die Kaffern wurden in die Berge getrieben, wo sie sich in Höhlen zurückzogen. Da wurden sie denn belagert. Aber die Boers konnten nicht zu ihrem Ziele gelangen. Krüger, dem die Zeit zu lange währte, trotz eines Nachts in die Höhle, in der sich die Wilden befanden, ohne daß ihn jemand gewahrt hätte. Mitten unter den Feinden sitzend, redete er sie in ihrer eigenen Sprache an, als wäre er einer der Ihrigen. So führte er ihnen zu Gemüte, es sei doch besser, sich zu ergeben, als Hungers zu sterben. Er sagte weiter, die weißen Männer würden sie sicherlich nicht töten; und schließlich bot er sich selbst an, hinauszuweichen und mit den Weibern im Namen der Kaffern zu unterhandeln. Da, mit einemmal schrie ein bewaffneter Kaffer „Magoa!“ Ein weißer Mann! Auf diesen Schreckensruf hin stürzten die Kaffern tiefer in die Höhle, Krüger mitten unter ihnen. Die Kaffern suchten überall nach dem weißen Mann, nur da nicht, wo er war, nämlich in ihrer eigenen Mitte. Nachdem sie sich etwas beruhigt hatten, redete ihnen Krüger wieder in der eigenen Sprache zu, sich doch zu ergeben. Schließlich glückte es ihm, hundertachtzig Frauen und Kinder mit sich nehmen zu dürfen. Und erst als er draußen war, merkten die Betörten, daß es Krüger gewesen und kein Kaffer, der zu ihnen gesprochen hatte.

Die treibenden Kräfte in dem letzten Akte des Dramas „Südafrika“ waren Rhodes, die Transvaal-National-Union („Reformer“), Chamberlain und Millner. Ueber Rhodes und seine Komplizen schreibt Krüger: „Für das Verständnis der neuesten Geschichte Südafrikas ist die Kenntnis der „Chartered Company“ unentbehrlich, und ihre Erwähnung bringt mich von selbst auf den Mann, der am meisten zu dem Unheil beigetragen hat, daß Südafrika getroffen hat: Cecil Rhodes. Bereits im Jahre 1888 kam auf seine Veranlassung ein Traktat zustande zwischen Sir Hercules Robinson, dem damaligen hohen Kommissar, und dem Matabeleherrscher Lobengula. Kurz danach wußte er für sich selbst eine Konfession von Lobengula zu bekommen, die er ausschließlich dazu benutzte, festen Fuß im Matabeleland zu fassen und die Ausbreitung der Südafrikanischen Republik nach dieser Richtung hin zu verhindern. Sehr bald sah er ein, daß er dieses Ziel nur unter dem Schutze Englands erreichen könne; darum begab er sich nach England, um eine sogenannte Charter zu erlangen. Das glückte ihm auch ohne große Mühe; es ist ungewiss, daß viele der höchsten Personen in England Anteil an seiner Chartered Company bekamen.“ Bezüglich des Jamesoneinfalles erzählt Krüger: Gerade als die Gärung in Johannesburg ihren Höhepunkt erreicht hatte, war es, daß Präsident Krüger in Pretoria, gelegentlich der Ueberreichung einer Adresse durch die Bürger gegenüber ihrem Drängen auf Bestrafung der aufrührerischen Elemente die Worte gebrauchte: „Man muß der Schildkröte erst Zeit geben, ihren Kopf herauszustrecken, ehe man sie fassen kann.“ Aus diesen Worten wollte man den Beweis herleiten, daß Krüger von der Vorbereitung des Jamesoneinfalles gewußt und mit der Schild-

kröte Jameson bezeichnet habe. Diese Behauptung ist aber völlig unbegründet. Weder Krüger, noch sonst jemand von den transvaalischen Behörden hatte damals eine solche Tat für möglich gehalten; noch viel weniger wurde sie ermarket. Ueber den letzten Krieg sagt Krüger, er sei trotz aller Zugeständnisse, trotz aller Verträglichkeit und Nachgiebigkeit von seiten der Republik ausgebrochen. Mit den Waffen in der Hand habe er an diesem Streite um die Freiheit seines Landes nicht teilnehmen können. Aber ungeheure Anforderungen wurden an seine Arbeitskraft gestellt. Es gab für ihn keine Nacht, in der er ungestört schlafen konnte. Als die Zeit der Entmutigung über die Bürger kam, eilte er selbst zu den Kommandos, um die Zuversicht der Kämpfer zu stärken.

Krüger schließt seine Erinnerungen mit den Worten: „Ich bin überzeugt, daß Gott die Seinen nicht verläßt, auch wenn es oft so scheint, und ich ergebe mich in den Willen des Herrn, da ich weiß, daß er das bebrängte Volk nicht untergehen lassen wird. Der Herr hat alle Herzen in seiner Hand und führt sie, wohin er will.“

So ist er gestorben, nachdem er vier Jahre das bittere Brot des Exils gegessen hat. Die Sympathie der Welt hat ihm gehört, sie folgt ihm ins Grab. Er ist eine jener Gestalten, welche die Volkspoesie als liebste Stoffe für ihre sagenbildende Kraft nimmt.

Jnes de las Sierras.

Novelle von Charles Rodier.

Aus dem Französischen von Edgar Schmidt.

(Vorfassung) (Nachdruck verboten.)

Sie muß gesehen, dieses Eindringen in fremdes Gebiet ohne alle Gefahr hatte gleichwohl etwas Abenteuerliches und Fantastisches, durch das sich meine Einbildungskraft ins Geheime geschmeichelt fühlte, und ich darf hinzufügen, daß es Schwierigkeiten bot, die ganz geeignet waren, unsern Eifer anzufeuern. Hier und da war ein Stück Mauerwerk eingestürzt und lag vor unsern Füßen an zahlreichen Stellen aufgetürmt, wie zufällige Barrikaden, die man bei Seite schieben oder erklettern mußte. Bretter, Balken, ganze Fachwerke, die sich von den oberen Teilen des Gebäudes abgelöst hatten, lagen kreuz und quer auf den zum teil zusammengebrochenen, morstig gewordenen Treppentritten, deren zadlige Splitter unter unsern Füßen krachten. Die alte Fensterrahmen, die einst dem Flur und den Treppen Licht gewährt hatten, waren losgerissen von Stürmen und Unwetter und längst herausgefallen; wir erkannten ihre Spuren nur noch an dem Geräusch der Glascheiben, die unter den Söhnen unser Stiefel knackten. Ein heftiger Wind mit Schnee vermischt drang unter wütigem Pfeifen durch die Öffnungen ein, und der Walb von Unkraut, dessen Samen der Wind hier hineingeschleudert hatte, erhöhte noch die Hindernisse dieses Weges und die Schreden des Ortes. Ich dachte, ohne es auszusprechen, daß das Herz eines Soldaten weniger und natürlicher erregt sein möge beim Angriff auf eine Schanze oder bei Erstürmung einer Festung. Endlich hatten wir die letzte Treppenstufe und damit das erste Stockwerk erreicht; wir holten einen Augenblick Atem, um uns für weitere Schrecknisse zu sammeln.

Zur Linken öffnete sich uns ein enger Gang, schmal und finster, dessen Dunkel unsere hineingehaltenen Fackeln nicht zu durchdringen vermochten. Vor uns war die Tür zu den Zimmern oder vielmehr sie war nicht mehr da. Es verursachte uns daher keine weitere Mühe, die Fackel in der Faust, in ein quadratisches Zimmer einzutreten, das ohne Zweifel zum Aufenthalt für die Dienerschaft bestimmt gewesen war. Wir schlossen dies wenigstens aus zwei Reihen verfallener Bänke, die den Raum auf beiden Seiten einfaßten und aus einigen teilweise von Rost angegriffenen alten Waffen, die noch an den Wänden hingen. Wir durchschritten den Raum und rollten dabei vier oder fünf Lanzens-

fimmel und ebenso viele Gewehrläufe unter unsern Füßen fort. An diesen Raum schloß sich rechts eine viel längere Gallerie von geringer Tiefe an, deren rechte Seite von leeren Fensteröffnungen wie im Treppenhause durchbrochen war, an denen noch die Reste vermoderter Einfassungen lose herabhingen. Der Fußboden dieses Gebäudeteiles war durch den Einfluß der Luft und des Regens derart zerstört, daß er jeden Kalt verloren hatte und an der äußeren Mauer nur noch eine schmale unförmliche Borde bildete. An dieser Längswand fühlte man, wie der Boden sich unter unseren Tritten senkte und hob mit einer verächtlichen Elastizität; der Fuß trat hier wie in eine zusammenhängende Staubmasse, die unter ihm zur Seite auswich. Hier und da fingen die weniger festen Teile an, sich in wunderlich klassende Abteilungen loszulösen, die der Fuß eines weniger vorsichtigen Neugierigen, wie ich es war, nicht ungekrast betreten haben würde. Ich zog meine Kameraden unwillkürlich um die Mauer zur Linken, wo der Weg weniger gefährlich erschien. Hier fanden wir die Wand mit Bildern bedeckt.

„So wahr, als es keinen Gott gibt, das sind Bilder“, bemerkte Voutraiz. „Sollte der Truntenbold, den dieser Tölpel von Kutscher seinen Vater nennt, wirklich bis hierher gelangt sein?“

„D nein!“ erwiderte ihm Seryp mit spöttischem Lachen. „Der schlief ja auf dem Vorplatz der Kirche zu Mattaro ein, weil der Wein, den er getrunken hatte, ihn unfähig machte, weiter zu gehen.“

„Ich habe Dich nicht um Deine Meinung gefragt“, antwortete Voutraiz, während er seinen Kneifer auf die verschobenen und verstaubten Rahmen richtete, die ganz unregelmäßig in den wunderlichsten Linien an der Mauer aufgehängt waren, ohne daß einer darunter gewesen wäre, der nicht mehr oder weniger aus dem Lot gekommen wäre.

„Es sind in der Tat Bilder, und zwar Porträts, wenn ich nicht irre. Die ganze Familie der Las Sierras hat, wie es scheint, in dieser Würdengruhe Platz gefunden.“

Vergleichen Ueberreste der Kunst verlassener Jahrhunderte würde in jedem anderen Falle unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen haben; heute aber hatten wir zu große Eile, unsern kleinen Karawane ein gutes und bequemes Nachtlager zu sichern, als daß wir der genauern Prüfung dieser alten Gemälde, die durch den Feuchtn und schwarzen Ueberzug langer Jahre ganz unscheinbar geworden waren, unsere kostbare Zeit hätten widmen mögen.

Gleichwohl konnte es Seryp, nachdem er die lange Reihe der Bilder abgesehen hatte, nicht unterlassen, seine Fackel in einer gewissen Erregung einem der letzten Gemälde zu nähern. Mich lebhaft am Arm fassend rief er:

„Sieh! sieh doch diesen Mitter mit dem finsternen Blick, dessen Stirn von einem roten Gelmbusch beschattet ist! Das muß Ghismondo selbst sein! Sieh, wie der Maler in diesen jugendlichen Zügen die Folgen von Zügellosigkeit und Verbrechen so wunderbar zum Ausdruck gebracht hat. Es ist in der Tat traurig anzusehen!“

„Das folgende Bild wird Dich dafür entschädigen, antwortete ich, seine Vermutung belächelnd. Es ist das Porträt einer Frau, und wenn es besser erhalten oder unsern Augen näher wäre, würdest Du in Entzücken geraten beim Anblick der Netze dieser Jnes de las Sierras, denn mit demselben Rechte könnte man behaupten, daß sie es sei. Was man davon noch erkennen kann, ist geeignet, einen tiefen Eindruck zu machen. Welche Eleganz in dieser schlanken Figur! Welcher fesselnde Reiz in dieser Haltung! Welche Schönheiten dieses entzückenden Wesens, die das Bild uns vorseheigt, lassen dieser so herrlich geformte Arm und diese reizende Hand erraten. Ich bin überzeugt, daß dieses Porträt Jnes vorstellt.“

„Kein Zweifel, sie ist es!“ bemerkte Seryp, während er mich zu sich heranzog; „von diesem Standpunkt aus kann man ihre Augen klar erkennen. Niemals sind einem Pinsel mehr lebenswahre Züge entlockt worden! Und wenn Du einen Augenblick diese Spuren der an der Leinwand sich abschuppennden Farbe verfolgen willst bis zu der Linie, in der sich

die Wange um diesen entzündenden Mund rundet, wenn Du Dir diese etwas spöttische Lippe in Bewegung denkst, diese Lippe, der man ansieht, wie sie nach dem Rausch der Liebe lechzt. . . .

„Ich kann mir davon nur eine unvollkommene Idee machen“, fuhr ich lächelnd fort, „eher möchte ich glauben, dies Bild stelle eine Schönheit vom Hofe Karls V. dar.“

„Vom Hofe Karls V.“, sprach Seryo den Kopf senkend. „Das könnte sein.“

„Wartet nur“, bemerkte Voutraiz, dessen hohe Gestalt ihm erlaubte, mit der Hand bis an die gotische Einfassung, mit der die innere Leiste des Rahmens verziert war, zu reichen, „ich werde schon der Sache näher kommen.“

Er nahm sein Taschentuch und wischte damit mehrere Male über die rechte Ecke der Leinwand.

„Hier steht ein Name in deutscher oder in hebräischer Schrift, wenn es nicht syrisch oder niederbretonisch ist, aber der Keufel soll das entziffern. Lieber möchte ich den Koran lesen.“

Seryo stieß einen Ruf der Ueberraschung aus. „Jnes de Las Sierras! Jnes de Las Sierras!“ wiederholte er, während er meine Hand wie toll drückte. „Lies lieber selbst!“

„Jnes de Las Sierras!“ erwiderte ich: „Sie ist es wirklich, und diese drei grünen Berge in goldenem Felde müssen das Wappen ihrer Familie gewesen sein. Es scheint, diese Unglückliche hat wirklich gelebt und dieses Schloß bewohnt. Aber nun ist es an der Zeit, hier ein Unterkommen für uns zu suchen. Seid Ihr nicht damit einverstanden, daß wir weiter vordringen?“

„Wir nach, meine Herren, mir nach!“ rief Voutraiz, der uns einige Schritte vorausgegangen war.

„Hier ist ein Gesellschaftsfaal, der Sehnacht nach den feuchten Straßen von Mattaro in Euch nicht aufkommen lassen wird: ein Salon, wie er für einen Prinzen von Gebiüt oder für einen General nicht würdiger gedacht werden kann! Herr Ghismondo liebte es augenscheinlich, gemüthlich zu wohnen, und es läßt sich wirklich nichts gegen die Einrichtung dieses Raumes sagen. O! wäre das ein prächtiger Speisefaal für unsere Kaserne!“

Dieser große Raum war in der That besser erhalten, als die übrigen. Nur der Hinterraum erhielt Licht durch zwei sehr enge Fenster, deren günstige Lage sie vor der Zerstörung, der das ganze übrige Gebäude ausgefetzt war, verschont hatte. Die in Leber gepressten Tapeten und die großen antik geformten Sessel verliehen dem Raume ein auffallend vornehmes Ansehen, das durch das Alter nur noch ehrwürdiger geworden war. Der in riesigen Abmessungen gehaltene Kamin, dessen breite Umfassungen die Mauer zur Linken öffnete, schien für die Abendgelage von Niesen erbaut. Das auf der Treppe in wildem Durcheinander lagernde Holz wäre genügend gewesen, uns ein Feuer zu liefern. Ein runder Tisch, der einige Fuß vor dem Kamin stand, erinnerte uns unwillkürlich an die gottlosen Festgelage Ghismondos, und ich will offen eingestehen, daß ich ihn nicht ohne gewisse Beklemmung betrachtete.

Es waren einige Meilen nötig, teils um das erforderliche Holz zu beschaffen, teils um unsere Lebensmittel heranzuholen und dann unser Gepäck in Sicherheit zu bringen, dem die Regengüsse des Tages vielleicht arg mitgespielt haben mochten. Glücklicherweise fand sich jedoch alles heil und wohlbehalten vor, und selbst die Theatergarberobe, die Bascara für seine Truppe bei sich führte, erglänzte, auf den Lehnen der Sessel vor dem lustig flackernden Kaminfeuer ausgebreitet, vor unseren Augen in ihrem erkünstelten Glanz und ihrer altertümlichen Frische, wie sie das trügerische Licht der Theaterlampen nicht greller erzeugen kann.

Jedenfalls war der Speisefaal Ghismondos, der durch zehn auf ebensoviel alten Kandelabern geschickt aufgesteckte brennende Fackeln erhellt wurde, besser beleuchtet, als es das Theater einer kleinen Stadt in Katalonien jemals gewesen war. Nur der entfernteste Teil des Raumes, an den sich die Bildergalerie angeschlossen, durch den wir eingetreten waren, erschien in Schatten gehüllt. Man hätte glauben können, es sei dort eine geheimnisvolle Schranke

zwischen uns und der alltäglichen Welt errichtet. Der Dichter nennt das Nacht.

„Ich zweifle nicht“, bemerkte ich, während ich mit einem Kameraden die Vorbereitungen für die Mahlzeit traf, „daß diese Nacht den Einwohnern der Ebene einen neuen Vorwand für ihre Leichtgläubigkeit bieten wird. Es ist die Stunde, in der Ghismondo alle Jahre zurückkehren soll, um sich zu seinem höllischen Mahl niederzusetzen und dabei scheint doch das Licht, das diese Fenster austrahlen müssen, nichts weniger als ein Fest von den bösen Geistern. Vielleicht ist das alte Märchen, das uns Stevan aufsitze, einer ähnlichen Veranlassung entsprungen.“

„Füge dem noch hinzu“, bemerkte Voutraiz, „wie der Einfall, eine derartige Szene auf natürliche Weise darzustellen, gelegentlich vielleicht einigen gut gelaunten Abenteurern gekommen sein mag, und wie es gar nicht unmöglich ist, daß der Vater unseres Rutschers in Wirklichkeit einer Komödie dieser Art beigewohnt hat. Wir wären heute vorzüglich für ein derartiges Männerpiel ausgefattet“, fuhr er fort, indem er die Kleidungsstücke der wandernden Theatertruppe eins nach dem andern in die Hand nahm. „Hier ein Ritteranzug, der für einen Hauptmann sehr gut passen würde, ich würde in ihm den unerschrockenen Stallmeister, der allem Anschein nach ein satirischer Burleske gewesen sein muß, aus der Hölle zurückrufen; und dieses tolle Kostüm, das für die etwas schmächtige Figur des schönen Seryo bestimmt sein könnte, würde ihm leicht das Ansehen des zauberhaftesten aller Bagen geben. Gesteht, daß die Idee keine schlechte ist, und daß ihre Ausführung uns eine Nacht närrischer Fröhlichkeit verschaffen würde!“

Während Voutraiz sprach, hatte er sich vom Kopf bis Fuß umgesehen, und wir waren lachend seinem Beispiel gefolgt, denn es wirt nichts auf junge Seelen so anziehend, wie derartige Narrheiten. Wir waren indessen vorsichtig genug, unsere Degen und unsere Pistolen wieder anzulegen; sie stachen nach der Zeit ihrer Entstehung nicht allzu sehr von unserer Verkleidung ab. Selbst die Helmen aus der Gallerie von Ghismondo würden sich, wenn sie plötzlich aus ihren gotischen Rahmen herabgestiegen wären, nicht allzu fremd in ihrem väterlichen Schloß vorgekommen sein.

„Und die schöne Jnes!“ rief Voutraiz. „Habt Ihr an Sie nicht gedacht? Würde Herr Bascara, den die Natur mit Gaben des Körpers ausgefattet hat, auf die die Grazien neidisch sein könnten, vielleicht diese Rolle für dieses eine Mal auf allgemeinen Wunsch des Publikums zu übernehmen bereit sein?“

„Meine Herren“, erwiderte Bascara, „ich bin gern bereit zu dergleichen Scherzen, soweit sie mein Seelenheil nicht beeinträchtigen; es ist das mein Handwerk; dieser aber ist derartig, daß ich keine Neigung fühle, mich daran zu beteiligen. Sie werden vielleicht nachher zu Ihrem großen Schaden einsehen, daß man den Mächtigen der Hölle nicht ungestraft Trotz bietet. Ergözen Sie sich, wie es Ihnen gut scheinen mag, weil Sie die Gnade des Herrn noch nicht getroffen hat; ich aber erkläre Ihnen, daß ich diesem Satanspiel feierlich entsage, und daß ich nichts weiter wünsche, als aus diesem verruchten Hause zu entfliehen, um in irgend einem Kloster des Herrn als Mönch einzutreten. Gewährt mir nur, wie Eurem Bruder in Jesu Christi, dessen Name gelobt sei in alle Ewigkeit, die Erlaubnis, die Nacht in diesem Sessel zuzubringen, nachdem ich zuvor etwas zu mir genommen habe zur Erhaltung meines Leibes, und die Freiheit zu beten.“

„Halt ein“ erwiderte ihm Voutraiz, „dieses köstliche Stofget verdient eine ganze gebratene Gans und zwei Flaschen vom besten. Behalte Deinen Sitz, mein Freund; ich trinke, bete und schlaf! Du wirst stets ein Narr bleiben! — Uebrigens“, fügte er sich niedersetzend und sein Glas wieder füllend hinzu: „Jnes scheint erst zum Nachtsisch zu kommen.“

„Gott behüte uns davon!“ sprach Bascara. Ich nahm meinen Platz gegenüber dem Feuer, der Stallmeister zu meiner Rechten, zu meiner Linken der Bage. Der Nagel mir gegenüber blieb leer. Ich warf einen Blick über die Tafelrunde, und sei

es Vorurteil, sei es Geisteschwäche, ich fand, daß dieser Scherz etwas Ernstes an sich hatte, das mir das Herz zusammenschürte. Seryo, romantischen Eindrücken mehr zugänglich als ich, schien noch erregter. Voutraiz trank.

„Woher mag es kommen“, sprach Seryo, „daß jene feierlichen Ideen, welche die Philosophie spielend überwindet, niemals ganz ihre Herrschaft über selbst feste und aufgeklärte Geister verloren haben? Sollte die Natur des Menschen ein geheimes Bedürfnis haben, sich bis zum Wunderlichen zu erheben, um sich damit ein gewisses Vorrecht anzueignen, das ihr ehedem entzogen worden ist, das aber den ebelfsten Teil ihres Wesens ausmachte?“

„Auf Ehre!“ erwiderte Voutraiz. „Ich werde nicht eher an diese Vermutung glauben, bis Du sie mir selbst mit klaren für mich verständlichen Worten auseinandergelegt hast. Die Wirkung, von der Du sprichst, kann sehr wohl von einer alten Gewohnheit der Organe des menschlichen Gehirns herrühren, die wie ein Stück weiches mit der Zeit hart gewordenen Wachs die albernsten Eindrücke festgehalten hat, die uns unsere Mutter und unsere Amme in unserer Kindheit einimpften. Dieser Gedanke ist übrigens wunderbar ausgeführt von Voltaire in einem prächtigen Werk, das ich Dir zum Studium empfehle, wenn Du einmal Muße dazu haben solltest. Anders denken hiesie sich auf den Standpunkt dieses Vierermannes erniedrigen, der nun schon seit einer Viertelstunde Gebete über seine Mahlzeit plappert, bevor er es magt, einen Bissen zum Munde zu führen.“

Seryo wieder sprach. Voutraiz verteidigte seinen Standpunkt hartnäckig. Wie gewöhnlich verschänzte er sich hinter sein unwiderlegliches Stichwort: „Vorurteil, Aberglaube und religiöser Fanatismus!“

Ich hatte ihn nie so zähe und so scharf abweisend gesehen in einem Kampfe, in dem es sich um überflüssige Dinge handelte; doch die Unterhaltung hielt sich nicht lange auf der Höhe solch erhabener Regionen des Verstandes; der Wein war zu schwer, und wir tranken viel davon, wie Leute, die augenblicklich nichts andres zu tun haben. Unsere Uhren zeigten Mitternacht, als wir eine weitere Flasche entorkten, und als wenn diese Ueberzeugung uns von einer geheimen Unruhe befreit hätte, riefen wir wie aus einem Munde:

„Mitternacht, meine Herren! und Jnes de Las Sierras ist nicht erschienen!“

Die Einseitigkeit, in der wir uns in einer an sich so harmlosen Sache ertappt hatten, gab uns Veranlassung zu einem Ausbruch anhaltender Heiterkeit.

„Kopf und Kragen!“ sprach Voutraiz, während er sich über zwei benachbarte Sessel freckte, wodurch er seinen etwas schwankenden Zustand unter der Miene der Nachlässigkeit und des Sichgebenaßens zu verbergen suchte; — „obgleich diese Schöne es vorgezogen hat, unsere heitere Gesellschaft zu meiden, verbietet uns doch die ritterliche Höflichkeit, der wir uns stets befehligen, sie gänzlich zu übersehen. Ich trinke dieses Glas Roten auf die Gesundheit des Fräulein Jnes de Las Sierras und ihre baldige Erlösung!“

„Auf das Wohl von Fräulein Jnes de Las Sierras!“ rief auch Seryo.

„Jnes de Las Sierras lebe hoch!“ wiederholte ich und stieß mit meinem halbgeleerten Glase mit den Kameraden, die ihre Gläser bereits wieder gefüllt hatten, an.

„Hier bin ich!“ rief eine Stimme, die aus der Bildergalerie zu kommen schien.

„Was war das?“ bemerkte Voutraiz sich rasch wieder aufrichtend. „Der Spatz ist nicht schlecht; wer hat da gerufen?“

Ich sah rückwärts. Bascara, der ganz blaß geworden war, hatte sich an die Lehne meines Stuhles angeklammert.

„Dieser Schlingel von Rutschler!“ erwiderte ich, „der Wein von Palamos hat den Schlaf in ihm erweckt.“

„Hier bin ich! Hier bin ich!“ wiederholte die Stimme. „Gruß und Heil den Gästen des Schloßes Ghismondo!“

„Das ist, weiß Gott, die Stimme einer Frau und zwar einer jungen Frau!“ sprach Seryo und

erhob sich zu höflicher und zuvorkommender Verbeugung.

In demselben Augenblick unterschieden wir in dem weniger hellen Teil des Salons eine weiße Gestalt, die mit unheimlicher Geschwindigkeit auf uns zuschritt und, als sie in unsere unmittelbare Nähe gelangt war, die weiße Hülle, die ihren Körper bedeckte, fallen ließ. Sie trat zwischen uns, die wir uns, die Hand fest am Degenknopf, erhoben hatten und setzte sich auf den leeren Platz, den wir scherzweise für Jnes bestimmt hatten.

„Da bin ich!“ wiederholte die Gestalt nochmals, während sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust entrang. Sie warf ihre langen schwarzen Haare, leicht zummengenhalten durch einige aus roten Bändern geflochtene Knoten, zur Rechten und zur Linken zurück. Niemals im Leben hatte ich ein schöneres Weib gesehen.

„In der Tat ein Weib!“ sprach ich vor mich hin mit gedämpfter Stimme, und da es bei uns feststeht, daß es auf Erden nichts gibt, was sich nicht auf natürlichem Wege erklären ließe, so ist es unsere Pflicht, ihr höflich zu begegnen. Die Zukunft mag dieses Geheimnis aufklären, wenn es überhaupt jemals aufgelklärt werden wird.“

Wir nahmen unsere Plätze wieder ein und bedienten die Unbekannte, die großen Gefallen an unseren Speisen, zu finden schien. Sie aß und trank, ohne ein Wort zu sprechen. Einige Minuten später hatte sie augenblicklich unsere Anwesenheit gänzlich vergessen, und jeder der bei dieser wunderlichen Szene Anwesenden schien für sich allein zu sein, unbeweglich und stumm, als wenn er plötzlich durch die Rute einer Zauberin versteinert worden wäre. Baccara war neben meinem Sessel hingefallen; ich wurde angenommen haben, der plötzliche Schreck habe ihn getödtet, wenn nicht die krampfartige Bewegung seiner Hände, die sich fieberhaft im Zeichen des Gebets kreuzten, in dieser Hinsicht beruhigt hätte. Boutraix war mäusechenstill geworden, ein Ausdruck tieferer Zerknirschung beherrschte sein meinfeles Gesicht, die verächtlichen roten Flecken beginnender Trunkenheit, die sich noch eine Minute vorher auf seiner necke Stirn geltend gemacht hatten, waren einer tödtlichen Blässe gewichen. Die Gefühle, von denen Seryu beherrscht wurde, waren in seinem Gesicht weniger deutlich ausgeprägt; sie waren aber jedenfalls nicht so unfreundlich, wie man es aus seinen Blicken vielleicht hätte schließen können. Seine Augen, mit dem ganzen Feuer der Bewunderung auf die Erscheinung gerichtet, schienen sich anzustrengen, diese Blüge in seinem Gedächtnis festzuhalten, wie es ein aus dem Schlaf Erwachender zu tun pflegt, der da fürchtet, den unwiederbringlichen Reiz eines schönen Traumes zu verlieren, man muß aber gestehen, daß dieses Zauberbild der Mühe wert war, mit allen Kräften festgehalten zu werden; denn die ganze Natur bot vielleicht kein Beispiel lebender Schönheit, daß verdient hätte, diesem an die Seite gestellt zu werden. Ich bitte Sie, glauben Sie mir, daß ich nicht übertreibe. (Fortsetzung folgt.)

Wie die Kinder die Kunst empfinden.

Bei den vielfachen Bestrebungen, die heute die Kunst in das Leben des Kindes tragen wollen, ist es wohl von Interesse, zu erfahren, wie die Kinder eigentlich zu den einzelnen Gebieten des weiten Kunstreiches sich verhalten und welche Empfindungen bei ihnen durch die einzelnen Kunstgattungen ausgelöst werden. In der „Nouvele bleue“ veröffentlicht Daubresse die Resultate einer Umfrage, die er an 200 junge Pariser und Pariserinnen aus verschiedenen Kreisen der besseren Stände gerichtet hat. Auf die Frage: „Lieben Sie die Musik?“ haben von 200 jungen Mädchen 189 mit „ja“ geantwortet, während nur 165 erklärt haben, daß sie für Poesie begeistert seien. So hat also die Tonkunst die meisten Verehrerinnen und die wenigen, die den Tönen nicht gern ihr Ohr leihen, haben manchmal sonderbare Gründe. Eine, die wahrscheinlich mit Klavierstunden geplagt ist, hat freimütig bekannt, daß ihr „das Leben zu langweilig sei“. Zwei andere „singen immer falsch“, und das entmutigt sie. Nur

zweien ist Musik direkt „unangenehm“. Drei Mädchen haben niemals Musik gehört, sie antworten lakonisch: „Kennen wir nicht“. Ist so scheinbar die Zahl der Musikenthusiastinnen sehr groß, so sind die Gründe, die für diese Musikliebe angegeben werden, häufig sehr oberflächlich. „Die Musik ist nett, amüsant, macht sich gut in der Gesellschaft“, das sind die zahlreichsten Antworten, und ebenso verraten die Lieblingskomponisten und Kompositionen einen argen Ungeschmack. Die Marschallaise wird am häufigsten genannt, dann kommen einige Kuplets aus beliebten Opern und Operetten. Beethoven wird elfmal, Mozart zehnmal, Chopin viermal genannt. So veruraten auch etwa 10 von den 200 Antworten eine tiefere Beziehung zu der Musik. Ein neunjähriges Mädchen schrieb: „Ich liebe die Musik, weil sie mir Freude gibt“. Ein Kind von zehn Jahren: „Ich liebe die Musik, weil ich den Gesang der Vögel liebe“. Eine „schöne Seele“ von 13 Jahren gesteht: „Sie läßt mich alle die Sorgen der Schule vergessen“. Stark wirken die Töne auf die jungen Gemüther. „Ich bin traurig oder heiter je nach den

im Kopfe. Im übrigen haben ihre Urteile nicht die zartere und feinere Nuancierung der kleinen Mädchen: „Die Musik interessiert sie nicht“ und „sie haben kein Gehör“. Zumeist lieben sie patriotische Lieder und als Soldatenwärmer Trompeten und Zinken. Für den Tanz als Kunst ist bei fast allen die feinere Empfindung verschwunden. Man tanzt, weil es Spaß macht und in der Gesellschaft so üblich ist. Aber für die Schönheit einer rhythmischen Bewegung und die Eleganz der Gebärde, wie sie sich in den alten Tänzen äußerte, ist kein Sinn mehr vorhanden. Unter je 100 Kindern erklärten 78 Mädchen und 59 Knaben, daß sie gern tanzten. Wenn auch die Zahl der Verehrerinnen der Dichtkunst geringer ist als die der Musik (82 Prozent), so ist dafür ihre Empfindung inniger, ihre Begeisterung leidenschaftlicher. Die Mehrzahl der jungen Mädchen liebt Gedichte traurigen Inhalts und gibt sich gern „dem süßen Gefühle der Schwermut“ hin.

Sehr häufig mißhen sich nach einem Theaterbesuche mit der Begeisterung für das Stück Wünsche, der Schauspielerinnen nachzuahmen. Leidenschaftlichkeit und Ruhmsucht, Eitelkeit und die Freude an schönen Worten verbinden sich in dieser Liebe zur Dichtkunst. Nur der Brief eines dreizehnjährigen Fräuleins sei hervorgehoben, in dem sich schon eine junge Dichterkraft zu regen scheint. „Ich liebe die Dichtkunst, ich liebe es, nach Worten zu suchen, die ein vergangenes Unglück wieder in mir wachrufen. Ich liebe es auch, melancholische Landschaften zu beschreiben, die hinter ihren Schatten, ihren Hügeln eine stille Trauer bergen. Wie gerne sage ich mir Gedichte her mit allerlei verratenden Gebärden, wenn ich allein im Zimmer bin und niemand mir zuschaut. Im Theater will ich nicht sehen, da will ich mitspielen. Alles außer der Kunst langweilt mich, und nur in ihr fühle ich, daß ich meine Kräfte und mein Innerstes betätige.“ Am meisten lieben die Mädchen Victor Hugo, vielleicht weil die Jahrhundertfeier seiner Geburt ihn wieder vor aller Augen gestellt. Der nächste in ihrer Verehrung ist Lafontaine, dann folgen alle die großen französischen Dichter: Corneille, Racine, Boileau, Moliere, Fénelon, Chateaubriand, Lamartine. Von 200 Mädchen haben nur 10 geantwortet, sie machten sich nichts aus der Poesie, 25 haben die Frage unbeantwortet gelassen. Die Jungen schwärmen noch mehr als die Mädchen für die Dichtkunst (86 Prozent). Auch ihnen steht Victor Hugo voran, dann folgen Lafontaine, Kasimir Delavigne. Sie bezuzogen Profaschriftsteller, wie Voltaire, Rousseau. Für die Malerei interessieren sich von 100 Mädchen 79, doch sind es meist Bilder anekdotischen Inhalts, für die sie schwärmen. Am häufigsten wurde Millet's „Engelus“ genannt. Bei den Knaben fanden sich unter hundert 84, die für Bilder Interesse hatten, zumeist für Schlachtenbilder und patriotische Gemälde, besonders für solche aus der Geschichte Napoleons. Horace Vernet ist ihr Lieblingsmaler, doch haben sie einen ausgesprochenen Sinn für die Wirkung der Farbe, was man bei den Mädchen nicht findet. Sie schreiben häufig: „Die Bilder entzücken und ergötzen das Auge“, „die Bilder sind gut für die Augen“, „sie tun den Augen wohl“. Für die Bildhauerkunst interessieren sich nur 46 Prozent der Mädchen und 79 Prozent der Knaben und für die Architektur gar nur 32 Prozent Mädchen gegen 79 Prozent Knaben. Die meisten Mädchen von 9 bis 12 Jahren schreiben bei Architektur „kenne ich nicht“. Die Knaben aber schwärmen neben dem Eissellrum doch auch vom Louvre, dem Pantheon, der Notre-Dame-Kirche.

Wenn's Mütterlein krank.

Wie kommt's, daß es so still ist
Im Vaterhaus heut,
Daß keiner das sieht,
Was sonst ihn erfreut? —
Nur ängstliches Laufen,
Kein fröhlicher Klang,
Ich will es Euch sagen —
Die Mutter ist krank. —

Dem Vater schmeckt heut nicht
Sein Lieblingsgericht;
Es kommt, weil am Tisch fehlt
Der Mutter Gesicht.
Es dünkt uns so schleppend
Der Tageszeit Gang,
Die Zukunft so trübsal,
Denn's Mütterlein ist krank.

Die Sonne scheint hell!
Im Kaffeebaum
Laut zwitschern die Spatzen,
Wir hören es kaum;
Uns hört nur die Sonne,
Der Vögelein Sang,
Kann eine sich freu'n nicht,
Ih's Mütterlein krank.

O Vater im Himmel
Wir flehen Dich an:
Gib Kräfte der Mutter,
Erhalt sie noch lang.
O segne und schütze
In Kummer und Freud,
Allgütiger Vater,
Die Eltern beid'. w. w. in T.

Melodien, die man spielt“, schreibt eine. „Die Musik verschleucht die träben Gedanken“, „sie macht weniger eintönig die Stunden der Langeweile“.

Im ganzen zeigt dieses Resultat doch einen gewissen Tiefstand des musikalischen Empfindens in Frankreich; der Verfasser führt diese Erscheinung nicht auf ein mangelndes musikalisches Gefühl, sondern auf eine schlechte Erziehung zurück. Eine große Anzahl der Mädchen hat in einer merkwürdigen Verwechslung auf die Frage nach ihren Lieblingsstücken mit der Art des Musikinstrumentes geantwortet, daß sie am meisten lieben. Das Klavier kommt da am häufigsten vor, dann die Violine und Mandoline. Zwei hatten eine besondere Vorliebe für die Klarinette und einige erklärten sich für die, die durch Marsche der Soldaten, „die Straßen zögen“. Wenn unter den jungen Mädchen 94 Prozent die Musik lieben, so schenken ihr unter den Knaben nur 75 Prozent ihre Gunst. Doch die, welche die Musik lieben, reden nicht davon, daß sie ihnen die Langeweile vertreibt oder sie amüsiere, sondern sie finden sie schön oder wollen sich damit ihr Brot verdienen. Viele freilich hoffen dabei auf recht hohe Verdienste; das Virtuosenium spukt ihnen

Erholung von geistiger Anstrengung.

Vor einiger Zeit wurde in einer Zeitschrift die Behauptung aufgestellt, daß es verfehlt sei, wenn sich jemand von geistiger Anstrengung durch körperliche Arbeit erholen wolle, da ja doch der Körper dann ebenfalls erholungsbedürftig sei. Da wären Spaziergänge, verbunden mit größeren Ruhepausen, viel angebracht. Ich kann dem nicht ohne weiteres beipflichten, denn es gibt genug geistige Arbeiter, die

auf diese Weise keine genügende Erholung finden können.

Es ist ja selbstverständlich richtig, daß geistige Arbeit auch den gesamten Körper mit anstrengt, aber in erster Linie ist es doch das Gehirn, welches der Ruhe bedarf. Es muß dessen Tätigkeit deshalb öfter unterbrochen werden. Das geschieht allerdings jede Nacht durch den Schlaf, vorausgesetzt, daß dieser stets in befriedigender Weise eintritt. Aber auf die Dauer ist diese Unterbrechung nicht ausreichend, wir bedürfen noch anderer Erholung. Suchen wir diese auf einem Spaziergange, so müssen wir schon die Mehrzahl unserer Gedanken, die ganze geistige Arbeit, die unser Beruf mit sich bringt, sowie alle sonstigen Sorgen zu Hause zu lassen. Das wird aber nicht jeder fertig bringen. Solche Leute müssen dann schon mit einer ganz besonderen Ruhe begabt sein. Der Geist derjenigen, die nicht so glücklich verlagert sind, arbeitet, auch wenn sie spazieren gehen, in der Regel ruhig weiter. Selbst ein feiner Wille ist oft gar nicht imstande, das Gehirn von einer gewohnten Arbeit abzubringen. Es kann sich eben von der Flut der Gedanken nicht befreien. Zu den alltäglichen Problemen, mit denen es sich beschäftigt, kommen schließlich noch neue hinzu, welche die Abwechslung der Umgebung hervorruft.

Jetzt ist gerade die Zeit, wo alles grünt und blüht. Der Himmel wölbt sich über uns in einem mächtigen blauen Bogen. Gewaltigen Eindruck macht da auf uns die Schönheit der Natur, flugs kommen wir auch schon mit unserem guten alten Klopstock in die Versuchung, „den großen Gedanken ihrer Schöpfung noch einmal zu denken“. Und doch wollten wir ja eigentlich gar nicht denken, wollten dem armen, von den übertriebenen Anforderungen der modernen Kultur geplagten Hirn einmal Ruhe verschaffen. — Es ging einfach nicht. Unser Geist hat unterwegs beinahe mehr gearbeitet, als wenn wir uns zu Hause beschäftigt hätten.

Nun, es gibt ein Mittel, die vielen Gedanken zu verbannen, und das ist eben körperliche Arbeit, wie wir sie zum Beispiel im Garten durch Graben, Hacken, Pflanzen, Säen und dergleichen betätigen können. Solche Arbeit kann selbst einem schwächlichen Körper zugemutet werden.

Nur muß man sich gehörig Zeit dazu nehmen; zuerst arbeitet man weniger, später etwas mehr. Eine Ueberbürdung verbietet sich dabei meist von selbst wegen der damit verbundenen körperlichen Anstrengung, die aber später weniger empfunden wird und durchaus keine nachteiligen Wirkungen zur Folge hat.

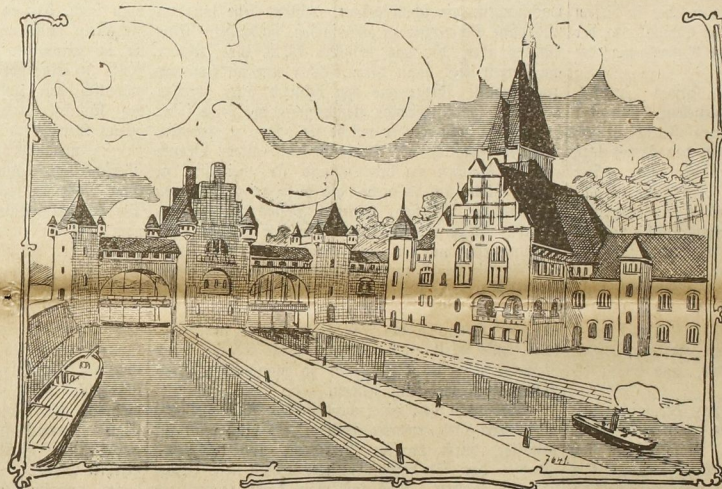
Wenn sich dann beim Graben unter dem Druck des Spatens eine Scholle nach der anderen wendet, hört auch das Gehirn nach der anderen wieder bald ganz auf. Die Gleichmäßigkeit dieser Arbeit, die wir fortwährend mit unseren Augen sehen, hält fast alle Gedanken fern und bringt unserem Geiste die Ruhe, die er auf einem Spaziergange vergeblich gesucht hat. Er beschäftigt sich nur noch mit der augenblicklichen Tätigkeit des Grabens, die ihm bei ihrem gleichmäßigen Fortschritte und der mehr oder weniger empfundenen körperlichen Anstrengung irgend welche Abweichungen kaum gestattet. Diese Art geistiger Beschäftigung, welche dann übrig bleibt, ist für das Gehirn so „leicht verdaulich“, und beeinflusst es so wenig, daß sie kaum empfunden wird. Ähnlich ist es beim Hacken, beim Hacken der umgegrabenen Erbsfläche, beim Anlegen der Beete und wie

die mannigfaltigen Beschäftigungen alle heißen, zu deren Verrichtung uns der Garten Gelegenheit bietet.

Die geistige Ruhe, welche während der körperlichen Arbeit eingetreten ist, hält auch nach Beendigung derselben noch an. Wenn wir uns dann in der Laube oder sonst auf einer Bank im Garten niederlegen, um auch dem Körper die wohlverdiente Ruhe zu gönnen, so werden wir unser Werk mit einer fast noch größeren inneren Befriedigung überblicken, als wenn wir eine geistige Arbeit vollendet hätten.

Dazu kommt noch der gesundheitliche Wert solcher Beschäftigung; sie stärkt und kräftigt beinahe alle einzelnen Teile unseres Körpers, und macht ihn somit ausdauernder und widerstandsfähiger. Auch andere körperliche Beschäftigungen haben die Eigenschaft, unseren Geist zu beruhigen und von seiner gewohnten Tätigkeit abzulenken. Ich habe die Verarbeitung des Erdbodens, die zur Erzeugung von Früchten und Nahrungsmitteln notwendig ist, herausgegriffen, weil sie nicht nur die gesündeste, sondern auch die ursprünglichste und naturgemäße aller Arbeiten ist.

Vom Bau des Teltow-Kanals.



Die große Schleuse bei Klein-Machnow ist das größte Hochbauwerk am Teltow-Kanal. Der Bau der Schleuse ist noch nicht zu Ende geführt.

Viele Gefinnungsgenossen werden es mit mir bebauern, daß ein großer Teil der Menschheit unter dem Druck der Verhältnisse den Wert dieser Arbeit persönlich kaum noch kennen lernt, während ein anderer Teil ihn aus Hochmut oder mit Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung gar nicht kennen lernen will. Wenn jemand von der ersten Gattung — die zweite wollen wir außer Betracht lassen — geistige Erholung sucht, so kann ich ihm nur empfehlen, jede Gelegenheit zu benutzen, die es ihm gestattet, sich ab und zu in der angegebenen Weise zu beschäftigen.

Mit der fortschreitenden Kultur werden an unser arbeitsames Hirn beinahe täglich höhere Anforderungen gestellt, während unsere Widerstandsfähigkeit geringer wird. Sollte das noch lange so weiter gehen, so dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach das Ende vom Liede dermaleinst nichts weniger als ruhmvoll werden.

W. Diederich.

Ueber die Behandlung des Fußes.

Man betrachte der vielen Fußleidenden und der Mannigfaltigkeit der Fußleiden — angeborener oder ererbter Fußleiden, wie Plattfuß, entzündliche Ballen usw., soll

hier nicht gedacht sein — drängt sich wohl manchem die Frage auf, warum man nicht auch so oft von Handleidenden und von Leiden hört, die sich speziell als Handleiden ansprechen lassen, von den „schlimmen Fingern der skrofulösen Kinder und der angehenden Dienstmädchen abgesehen.

Die Antwort liegt sehr nahe: weil die Hand nicht dem Gesicht des Fußes unterliegt, gemeinhin nicht nur ganz naturwidrig behandelt, sondern sogar von Kleinauf geradezu mißhandelt zu werden. Die Hand wird nicht wie der Fuß des Kulturmenschen von dessen erstem Lebensjahr an in ein mehr oder minder dichtes, enganliegendes Gewebe, dessen Form dem Bau des Fußes durchaus nicht angemessen ist, d. h. den Strumpf, und über dem noch in eine Beschuhung von weicherem oder härterem Leder gesteckt, um von nun an jahraus, jahrein, von Licht und Luft abgeschlossen, der vollen Beweglichkeit beraubt, in dieser Zwangsjacke während der größeren Hälfte des Tages zu verbleiben.

Wer den grausamen Versuch machen wollte — es wäre immerhin nicht der grausamste, der auf dem Gebiete der Heilkunde bereits angestellten —, die Hände eines etwa einjährigen Kindes in einen eng anliegenden Fausthandschuh zu stecken, darüber noch eine gleichfalls anschließende Beschuhung von Leder, wie es zu Schuhen im allgemeinen verarbeitet wird, zu ziehen und sie fortan, wie es mit dem Fuße ja geschieht, während der Tageszeit in dieser Verpackung zu belassen, der würde zweifelsohne überraschend bald das Resultat erzielen, diese Hände verfrüppeln, mit Hühneraugen und Schwielen sich besetzen zu sehen, wie es mit den Füßen der meisten Kulturmenschen auch der Fall ist. Denn normaler Füße können sich die wenigsten unter uns rühmen. Die Füße der Artisten, z. B. der Akrobaten, der Kunststreiter und Tänzerinnen, der Menschen also, deren Füße „mitarbeiten“, und die deshalb auch auf eine mehr naturgemäße Fußbekleidung angewiesen sind, zeigen im allgemeinen noch ihren normalen Bau. Außer diesen Leuten aber sind es eigentlich nur die Wilden, welche so glücklich sind, gesunde und natürlich gewachsene Füße zu besitzen, und so liegt der Schluss nahe, daß da, wo man die höchste Kultur, oder, wenn man will, Ueberkultur findet, auch die abnormsten Füße anzutreffen sein würden. Wenn das unwahrscheinlich klingt, so vergleiche man das Fußchen eines kleinen, noch keine Schuhe tragenden Kindes mit dem Fuße eines Erwachsenen, und man wird sich überzeugen, daß das Gesagte die Wahrheit ist. Bei dem Kinderfuß, dem im allgemeinen normalen Fuße also, liegt die Fußspitze, das Ende der großen Zehe, an der Seite. Bei dem Fuße des Erwachsenen — Ausnahmen natürlich zugegeben — liegt sie, der Form des Strumpfes nachgebend, in der Mitte.

Aber wenn damit die Verfrüppelung des Fußes begrenzt ist, so ist sie noch leicht zu ertragen, da sie ganz allmählich, während der Dauer seines Wachstums und durch Anpassung an seine Bekleidung verursacht wurde. Schon unangenehmer sind die Fälle erworbener Mißbildung der Füße, in denen eine der Zehen, zumeist die Mittelzehe, durch die zu enge Bekleidung aus ihrer natürlichen Lage herausgedrückt wurde und nun auf oder unter den beiden nebenstehenden liegt und, auch wenn der Fuß unbefleibt ist, nicht in ihre ursprüngliche Lage zurückgeht. Der Schuh übt dann auf die höherliegende Zehe einen schmerzhaften Druck aus und ruft eine Entzündung oder ein Hühnerauge hervor. Dies ist wohl eine

der häufigsten Fußverkrüppelungen oder Verwachsungen. Zuweilen auch kommt es vor, daß sich eine der Zehen quer über eine andere legt und so verwächst, oder auch, daß sich eine Zehe, oder das erste Glied einer solchen, nach unten umgebogen hat. Diese und noch viele andere Verwachsungen der Füße veranlassen nicht nur einen häßlichen, humpelnden Gang, sondern erschweren auch das Gehen außerordentlich und machen eine ausgedehntere Wanderung vollständig unmöglich.

Wir haben uns gewöhnt, mit mitleidiger Verachtung auf die Chinesen herabzusehen, bei denen es zum guten Ton gehört, daß die Frau auf verkrüppelten Füßen einherhumpelt — das erinnert einigermaßen an das Gleichnis vom Splitter und Balken. Denn bei den Chinesen ist dieser Sitte oder vielmehr Unsitte wenigstens nur eines der Geschlechter unterworfen, das weibliche, welches ja, auch bei allen anderen Völkern, dank der geringeren Ausbildung seiner Fähigkeiten des Geistes und Charakters, von alterher die Sklavensekten der Mode und des Herkommens freiwillig schleppete. Bei uns geistig hochstehenden und kulturvolken Europäern aber unterwerfen sich auch die Männer altem Brauch und Herkommen, wenn es sich um die Bekleidung des Fußes handelt, und lassen ihre Füße freiwillig wenn auch unbewußt, oder vielmehr bedenkenlos, verkrüppeln. Brauch und Herkommen aber in diesem Falle muß zum guten Teil auf das Schuldkonto der Frauen gesetzt werden, denen die Anfertigung der Strümpfe von jeher oblag.

Ehe der Schuh den Fuß des Kindes „drückt“, pflegt man ihm Strümpfe anzuziehen, und der Strumpf in seiner altergebrachten Form ist es, welcher den Grund zur Mißbildung des Fußes legt, so unwahrscheinlich das vielen klingen mag. Der Strumpf mit seiner einseitigen, dem Fuße so ganz nicht angemessenen Form übt den ersten, allerdings nicht starken, aber anhaltenden Zwang auf den Fuß aus. Die Spitze des Strumpfes liegt, dem Bau des Fußes widersprechend, nicht an der Seite, sondern in der Mitte, und wird, so lange der Fuß normal geformt ist, nicht ausgefüllt. Der fortwährende, wenigstens die ganze Tageszeit über anhaltende Druck aber, den der Strumpf ausübt, zwingt die große Zehe allmählich nach der Mitte hinüber, und damit beginnt die Mißbildung.

Wer einen solchen Einfluß des Strumpfes als übertrieben anfiehet und annimmt, daß der Fuß in seiner eingebeten oder gestrickten Umschließung sich Geltung zu verschaffen wisse, der ziehe einen ihm gut passenden Fausthandschuh an und versuche, die Finger darin auseinander zu halten. Sehr schnell wird er die Kraft zu dieser Bemühung erlahmen fühlen, um so schneller, je glatter der Fausthandschuh den Fingern anliegt, so glatt etwa, wie ein gut passender Strumpf dem Fuße anzuliegen pflegt. Die Zehen aber versuchen wohl überhaupt nicht, sich in ihrer durch den Lederschuh noch verstärkten Umschließung Platz zu schaffen, sondern lassen sich widerstandslos zusammenpressen, wenn nicht der Druck ein so hochgradiger ist, daß er Schmerzen hervorruft. Und diese so früh beginnende Verkrüppelung des Fußes kann um so ungehemmter fortschreiten, als die meisten Menschen es an der einfachsten Fußpflege fehlen lassen und sich gemeinhin auf eine Waschung dann und wann und das zeitweilige Schneiden der Nägel beschränken.

Der Strumpf also in erster Linie ist es, welcher die normale Entwicklung des Fußes hindert. Aber Großmütter und Urgroßmütter haben die Strümpfe einseitig gestrickt, und so stricken die Frauen sie auch heute noch so — die Frau ist konservativ, wenigstens die noch Strümpfe strickende Frau. Man hat in den letzten Jahren so viel von der Reformierung der Frauenracht gehört und gelesen, so viel, daß die gezeitigten Resultate nicht im Verhältnis stehen zu dem Verbrauch an Tinte und Lungentrakt in dieser Sache. Neuerdings erscheint die Reformierung der Männerracht — vom schönheitlichen und künstlerischen Standpunkte aus mindestens ebenso wünschenswert als diejenige der Frauenkleidung — auf dem Plane mit einem wahrheitlich noch vollständigeren Mißerfolge. Warum aber, muß man fragen, denkt

niemand, weder Fachleute noch das Publikum selbst, daran, eine Reformierung der Fußbekleidung anzubahnen? An Klagen über hohe Absätze, die spitz verlaufene Schuhform, ungeeignetes Material usw. hat es seit je wohl nicht gefehlt, aber Besserung der Uebel hat immer nur die Mode selbst und allemal nur zeitweise gebracht. Nach gewissen Zwischenräumen sind sowohl Stöckel wie auch Schnabelschuhe, wenn auch in gemildeter Form, immer wieder erschienen, und Männlein wie Weiblein haben sich diesen naturwidrigen und unästhetischen Moden mit heldenhafter Selbstverleugung unterworfen. Allerdings läßt man ja, dem Rufe „zur Natur zurück“ in etwas Gehör gehend, Schuhe und Stiefel mehr und mehr zweileistig „bauen“, bezüglich der Strümpfe aber ist man in diesem Punkte noch sehr rückständig. — Von der Unsitte, die Strümpfe zwischen Knie und Wade festzubinden, ist man allmählich zurückgekommen, vielleicht weil die dadurch hervorgerufene Mißbildung des Beines bei den kurzen Röcken der Mädchen doch gar zu offensichtlich war — der ungünstige Einfluß des Strumpfbandes auf die Blutzirkulation dürfte dabei wohl weniger mitgesprochen haben. Die unschönen Verwachsungen des Fußes aber, durch den Schuh verborgen, beleidigen das Auge nicht, und so nimmt man nicht Veranlassung, hier reformierend eingzugreifen, zumal sich diese Verwachsungen, wie schon gesagt, meistens sehr langsam und ohne Schmerzen zu verurfachen, vollziehen. Eine Mutter aber, der das liebliche Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, sollte deren Füßen eine nicht minder gewissenhafte Pflege wie den Händen zuteil werden lassen. Eine eingehende Beschäftigung der Füße ihrer heranwachsenden Kinder würde sie davon überzeugen, daß sie bezüglich der Strümpfe mit altem Brauch und Herkommen zu brechen und sie zweileistig zu stricken hätte, um so mehr, als diese andre Art, den Strumpf zu schließen, keinerlei Schwierigkeiten verursacht. Man muß das Windern der Maschinen am Fühlung eben nur an einer Seite vornehmen, nicht wie bisher rundherum. Auch die Strumpfwirer würden sich einer energischen Forberung des Publikums nach dem einleitigen Strumpfe fügen müssen. Es hat wohl eben, da die Fußpflege eine so nebensächliche Rolle spielt, noch niemand daran gedacht, durch Reformierung des Strumpfes so manchem schmerzhaften Fußleiden vorzubeugen.

Aber nicht von einer verbesserten Fußbekleidung allein darf alles erwartet werden. Es muß auch für peinliche, durch tägliche Waschung und reichlichen Wechsel der Strümpfe bewirkte Sauberkeit Sorge getragen werden. Auch soll man durch zeitweiliges Barfußgehen dahin wirken, daß den Füßen ihre natürliche Bewegungsfähigkeit erhalten bleibt, und daß sie mit Luft und Licht in direkte Berührung kommen. In Badeorten und Sommerfrischen begegnet man häufig Sandalen tragenden Kindern. Das bedeutet gewiß einen Fortschritt in der Pflege des Fußes und bewirkt vielleicht allmählich einen Bruch mit der Anschauung, daß es unschädlich sei, sich mit unbekleideten Füßen vor seinen Mitmenschen zu zeigen. Doch geht man damit zu weit, wenn man die Kleinen zu jeder Tageszeit und bei jedem Wetter mit nackten Beinen und Füßen laufen läßt. Es ist ein gesundheitliches Grundgesetz, die Füße warm zu halten, und bei kaltem oder feuchtem Wetter und auch in der Abendkühle sollten Kulturmenschen der Regel nach nicht mit unbekleideten Füßen gehen.

Endlich aber sollte man Kinder zu klein gewordenen Schuzeug niemals weiter tragen lassen aus dem Grunde, weil es noch nicht zerrissen ist. Das ist falsche Sparsamkeit, für welche die Kinder unter Umständen lebenslang zu büßen haben. M. Brehm.

Eine Forchtungsreise durch das unbekannte Alaska.

Eine ergebnisreiche Forchtungsreise durch Zentral-Alaska zwischen dem Zirkonbenden und dem nördlichen Eismeer ist kürzlich von den amerikanischen Forchtern Schrader und Peters mit ihren Assistenten ausgeführt worden.

Im äußersten Osten und Westen war Alaska bereits von Süden nach Norden durchquert; aber man wußte nichts über den nördlichen zentralen Teil des Landes. Jetzt sind nur noch der Nordosten und der Nordwesten Alaskas ganz unerforscht. Den John River, der nur bis dahin bekannt war, wo er sich mit dem Kojukuf vereinigt, verfolgten Schrader und Peters in seinem ganzen Laufe. Er ist ein breiter, ruhiger Strom, selbst am Fuße der majestätischen Berge, die hoch über ihn emporragen. Das eine Ufer zeigt Strecken von Unterholz und verkrüppelten Fichten, das andere ist mit Felstrümmern bedeckt. Die Berge weisen keine Gletscher auf; wohl aber fällt Schnee die schmalen Spalten auf den feilen Abhängen. Augenscheinlich gibt es keine ebenen Oberflächen von genügender Ausdehnung, daß sich genug Schnee zur Speisung bedeutender Gletscher ansammeln könnte. Die Gesellschaft stieg den Kojukuf bis zur Mündung des John River hinauf, wo reichliche Vorräte für sie aufgestapelt lagen. Hier liegt die große Bergwerksgegend, in der die Grubenarbeiter jährlich für über 2 800 000 Mark Goldstaub auswaschen.

Im April machte Peters aus dem zugefrorenen John River eine Refognosierungsreise. Mehrere Tage lang folgte seine Gesellschaft der Spur einer einzelnen Person; man kam an deren ihrer Lager vorbei. Schließlich wurde die Person eingeholt und man fand, daß es eine eingeborene Indianerin war, die allein reiste und sich von Kaninchen näherte, die sie in primitiven Fallen fing. Man sah auf der Reise 30 Eingeborene. Im Winter wandern sie gewöhnlich den John River und andere Nebenflüsse des Kojukuf hinauf, um zu jagen. Sie finden genug Karibus, die sie mit Nahrung verforgen, und da sie niemals die Höhengrenze der Nugholzabäume überschreiten, können sie Feuerstätten zum Kochen ihrer Nahrung und Erwärmen ihrer Lager errichten. Sie sammeln Häute und Pelze und wenn die Flüsse vom Eise befreit sind, fahren sie auf selbstgebauten Flößen den Kojukuf nach Bergman herab, wo sie die Felle gegen Decken und andere Waren eintauschen. Erst im Juli begann die Kanoezeit auf dem John River. Die Forchter kamen durch drei deutlich von einander verschiedene Gegenden. Die südlichste beim Kojukuf ist reich an Gold, ein wellenförmiges oder hügeliges Land, dessen einzelne Höhen sich 1000 bis 3000 Fuß über dem Meere erheben, während die Talsohle annähernd 600 Fuß hoch liegt. Darauf folgt die Bergprovinz, die als die nordwestliche Fortsetzung der Rocky Mountains angesehen wird. Nördlich vom Polarkreis wendet sich dieses gewaltige Gebirge plötzlich nach Westen und erstreckt sich fast westwärts quer über das nördliche Alaska. Die Forchter zogen durch das Gebirge von Süden nach Norden. Die Breite des Berggürtels beträgt etwa 100 Fuß. Die Durchschnittserhebung etwa 6000 Fuß. Die Seiten zeigen Spuren von Gletschern der Eiszeit. Nachdem das Bergland überwunden war, wurden die Kanoes über eine kurze Strecke zu einem See getragen, aus dem der Anaktuvut, ein Nebenfluß des Colville, entspringt. Jetzt befanden sie sich in der artischen Küstenprovinz. Die beiden Flüsse führten sie nach Norden; sie fuhren stromab, während sie auf dem John River gegen den Strom hatten rudern müssen. Ein sanft wellenförmiges Plateau erstreckt sich 80 Meilen breit nördlich von den Bergen; nach Norden flacht es sich ab, und zwar von 2500 bis zu 800 Fuß. Darauf folgt die fast ebene Tundra oder Küstenebene, die sich etwa 80 Meilen nordwärts erstreckt und so sanft zum Meere abfällt, daß es für das bloße Auge fast unmerklich ist. Die Ebene zeigt hier und da leichte Teiche und Seen, die meist keinen Abfluß haben. An der Küste nahmen die Forchter das Delta des Colville factographisch auf und machten in Booten, die von Eskimos gerudert wurden, am Meeresufer entlang eine Fahrt nach der Barrowspitze. Am John River fand man Kohlenlagerstätten, das das Vorkommen von ökonomisch wertvoller Kohle wahrscheinlich macht; es ist gut bituminös. Kohle wurde auch am Anaktuvut und Colville gefunden. Andere Mineralien von Bedeutung wurden dagegen nicht entdeckt.

